



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

: Politische Briefe : 21. Das neue Abgeordnetenhaus.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

ist. Man bilde sich nur nicht ein, daß der Judenhaß in die Massen künstlich von Einzelnen hineingetragen werde; herausgewachsen ist er aus den Massen: er ist die natürliche Fortsetzung des sogenannten Kulturkampfes.

## Politische Briefe.

### 21. Das neue Abgeordnetenhaus.

Die Wahlen vom 7. Oktober, in allen Zeitungen war es zu lesen, sind ebenso überraschend für die Regierung wie für die Liberalen gewesen. Die eine Seite hatte ihren Sieg, die andere ihre Niederlage nicht vorausgesehen, und auf Seiten der Regierung wenigstens hat man daraus kein Hehl gemacht. Nun kommen die Erklärungen und die Nutzenwendungen. Was die Erklärungen betrifft, so hören wir allerlei von konservativem Hauch, von reaktionären Strömungen im Volke, von Einfluß der Regierungsmaschinerie, von liberaler Lässigkeit, Entmutigung u. s. w., alles Dinge, von denen nichts oder wenig vorhanden, und die besten Falls den Kern der Sache nicht berühren. Ein Punkt ist vor allem klarzustellen: Diese Wahlen bedeuten nicht im geringsten einen konservativen Parteisieg trotz der 163 von wirklichen oder sogenannten Konservativen erlangten Mandate. Die Wählermasse hat so wenig wie jemals Sympathie oder Verständnis für die konservative Parteidoktrin mit ihren Schrullen und Unklarheiten, die unsicher schwankt zwischen alten Absurditäten und noch nicht entdeckten Entwürfen. Nein, diese Wahlen sind ein Vertrauensvotum für den Fürsten Bismarck, ein solches im höchsten Maße, nichts anderes und nichts daneben. Es ist eine der Selbsttäuschungen, die mit dem Wesen des Liberalismus zusammenhängen, zu wähnen, die große Menge des Volkes aller Bildungsstufen sei jemals auf die Dauer für politische Ideale, schlechte oder gute, zu erwärmen. Ein Volk ist entweder zufrieden, seines staatlichen und gesellschaftlichen Besitzes froh, oder auch es empfindet, indem es noch große Wünsche hat und in einer lebhaften politischen und gesellschaftlichen Bewegung begriffen ist, ein starkes Vertrauen zu einer erfolgreichen Führung. Dies sind die glücklichen und gesunden Fälle. Die anderen Fälle sind die, wenn ein Volk von der Unhaltbarkeit seiner Zustände sich mehr und mehr überzeugt, zugleich aber auch das Vertrauen in den Willen und die Fähigkeit seiner Regierer verliert. Dann ist es auf dem Wege, mit Ärzten aller Systeme Versuche anzustellen, und unter den Händen, in die es geräth, können sehr schlimme

sein. Die Ruhe kehrt wieder, nicht etwa, wenn Alle zu demselben Ideale theoretisch bekehrt sind, sondern wenn ein praktisch förderlicher Zustand irgendwie sich wiederum herausgebildet hat. Der Streit der Ideale dauert dann noch fort, aber ohne Erschütterung, weil er die große Mehrheit in allen Volksklassen gleichgiltig läßt.

Seit fünfzehn Jahren befindet sich Deutschland in einem ununterbrochenen wunderbaren Fortschritt, der von den Träumen alter Sehnsucht einen nach dem andern verwirklicht. Je mehr wir vorwärts kommen, destomehr gewahren wir allerdings, wie groß die Strecke ist, die wir zurückzulegen haben, um zu einem relativ abgeschlossenen Zustande mit ruhigem Beharren zu gelangen. Aber in allen Theilen des Volkes ist das Vertrauen zu dem Manne, der es bisher auf diesem schwierigen Wege so meisterhaft und so schnell geführt hat, gewachsen, das Interesse an den Aerzten, die aus der Theorie heraus kuriren wollen, geschwunden. Als der Liberalismus aller Schattirungen zum ersten Male mit dem Fürsten Bismarck seit 1866 sich überwarf, weil der Kanzler gegen die Theorie des Freihandels und gegen die Theorie des parlamentarischen Staates mit seinen neuerlichen Maßregeln sündigte, da hat das Volk, und zwar in allen Theilen Deutschlands, in der Mehrheit sich nicht auf die Seite des Liberalismus geschlagen. Dies und nichts anderes bedeuten auch jetzt die letzten preußischen Wahlen. Man hat konservative Männer in großer Zahl gewählt, damit sie dem Fürsten Bismarck folgen, aber nicht im geringsten zu dem Zwecke, daß sie ihre konservativen Doktrinen verwirklichen. Der Liberalismus der verschiedenen Schattirungen hat eine große Zahl seiner Sitze eingebüßt, weil man in ihm eine Opposition gegen den Fürsten Bismarck sah. Es hat dem Liberalismus nichts geholfen, daß er das Schreckbild der Reaktion in allen Farben an alle Wände malte. Das Volk lacht bei der Behauptung, daß Fürst Bismarck jetzt die Zustände wieder herstellen wolle, deren Zerstörung die Herkulesarbeit seiner bisherigen Laufbahn gewesen. Man sagt sich: So etwas erfinden Leute, die sich nicht mehr zu helfen wissen.

Freilich tritt jetzt die alte Wahrheit in ihrer Strenge hervor, daß die Benutzung des Sieges ebenso mühsam ist wie der Sieg. Die Wahlschlacht ist gewonnen. Zwar bilden 163 konservative Stimmen noch nicht die Majorität, aber zu ihnen treten 105 Nationalliberale, meistens vom rechten Flügel. Von ihnen genügen 50 bis 60 Stimmen, die Majorität zu bilden. Auch die 163 Konservativen sind zunächst eine Schaar, aber noch kein Heer; es kommt darauf an, die Schaar zu organisiren. Alles Weitere aber hängt davon ab, welche Stellung die Nationalliberalen einnehmen werden. Sie können alles wiedergewinnen, was sie hatten, und noch mehr. Sie haben nie allein die Majorität des Hauses gebildet und sind jetzt weiter als je von dem Besitze der Majo-

rität entfernt. Dennoch können sie die einflußreichste Fraktion sein, können auf Charakter und Gestalt der Maßregeln in weitem Maße bestimmend wirken, können einen Ruf wieder erlangen, den sie eben nur verloren haben, nämlich den, in der moralischen Führung der Nation die Erben des Fürsten Bismarck zu sein. Dies Alles können die Nationalliberalen, wenn sie aufhören, den Fürsten Bismarck zu behindern, das Vermögen zu vergrößern, das die Nationalliberalen erben wollen und auch erben sollen, wenn sie nicht anfangen, die Erbschaft zu verschleudern, ehe sie ihnen gehört.

Es ist wahrhaftig erbärmlich zu lesen, wie die „National-Zeitung“ in Berlin sich täglich anstellt, als sei die reaktionäre Sündfluth im Anzuge, welche die Partei sich vorbereiten müsse über ihre Häupter brausen zu lassen, einzig bemüht, im Boden zu haften und sich nicht von den Fluthen hinwegreißen zu lassen. Nun, wir wollen dem trefflichen Blatte sagen, daß die Partei keinen einzigen Sturm abzuschlagen haben wird. Man mag sich immer rüsten, wenn man einmal aufgeregt und ängstlich ist. Nur hüte man sich, blind einzuhamern und einen, der als guter Freund kommt, wie einen stürmenden Feind zu behandeln. Die nächsten Aufgaben der Gesetzgebung sind: die schrittweise Beseitigung der Klassensteuer, die Uebertragung der Grund- und Gebäudesteuer an die Gemeindeverbände, die Eröffnung indirekter Steuerquellen, um die erstere Reform zu ermöglichen — vornehmlich im Reiche —, in weiterer Ferne die Ausschcheidung der Einkommensteuer aus den permanenten Steuern und ihre Verwandlung in eine außerordentliche Steuer nach Bedürfnis und mit nach dem Bedürfnis festzustellenden Quoten des Normalprozentsatzes. An die Steuerreform schließt sich die Eisenbahnreform, deren Haupttheil die Konsolidation des Staatsbahnsystems bildet; hieran der Abschluß der Verwaltungsreform auf den Grundlagen der Kreisordnung von 1872. Nach Vollendung dieser Reformen öffnet sich das weite Gebiet der Sozialgesetzgebung, wo so viel Schweres und Heilbares zu vollbringen ist. Alle diese Probleme sind nicht mit der liberalen Maxime des *laissez faire* zu lösen, aber es ist eine Gespenstermacherei, an deren Künste niemand glaubt, wenn man den Leuten einreden will, Fürst Bismarck wolle die sozialen Probleme mittelst einer Kopie der Ordnungen des absterbenden Feudalstaates lösen, wie sie bis zu Anfange des Jahrhunderts in Deutschland bestanden und in Mecklenburg allein sich fragmentarisch bis heute erhalten haben.

Wie aber, wenn es nicht gelingt, was allerdings kaum glaublich, ein rationelles Zusammenwirken der nationalen und konservativen Elemente in diesem Abgeordnetenhanse zu Stande zu bringen? So wie wir die Dinge beurtheilen, können wir uns nicht beeilen, auf das Centrum als auf das gegebene bereitstehende Hilfs-corps hinzuweisen. Bedingungen vom Centrum sich vorschreiben lassen wird der Kanzler nie. Aber selbst ein bedingungsloser Beistand gegen

die Nationalliberalen kann, wie wir meinen, wenn er auch nicht zurückzuweisen ist, der Regierung nicht erwünscht sein. Anders, wenn das Centrum mit den Nationalliberalen für die Regierung stimmte. Eine Opposition der Nationalliberalen, welche der Regierung den Beistand, selbst den bedingungslosen Beistand des Centrums unentbehrlich machte, würde der Regierung unbequem sein, für die Nationalliberalen wäre eine solche Handlungsweise selbstmörderisch. Ehe der Kanzler aber vom Centrum sich Bedingungen abtrotzen läßt, wird er, so meinen wir, es auf einen neuen Wahlkampf ankommen lassen. Das Centrum hat jetzt einige Sitze gewonnen, weil es von der Regierung weder direkt noch indirekt bekämpft wurde, und weil die Priester seiner Kirche, wie immer, für dasselbe arbeiteten. Wir sind aber der Ueberzeugung, daß Fürst Bismarck dem Papste manches gewähren kann, um zum Frieden mit dem katholischen Volke zu gelangen, aber nichts dem Centrum, einer Partei, welche die Religion für die Politik und die Politik für die Religion verwerthet. Wenn der Friede mit Rom hergestellt werden sollte, wird das Centrum eine rein politische Partei werden müssen, welche als solche nicht mehr auf die Autorität einer Kirche gestützt werden kann, oder das Centrum muß sich auflösen, um nur auf dem Schauplatze zu erscheinen, wenn die Vertheidigung seiner Kirche es nöthig macht, d. h. wenn der Kriegszustand mit Rom wieder eintreten sollte. Was wir sagen wollen, ist also: Das Centrum, wie es jetzt beschaffen ist, hat den Kriegszustand mit Rom zur Voraussetzung. Nach hergestelltem Frieden muß es verschwinden oder als rein politische Partei sich den Bedingungen des politischen Parteikampfes unterwerfen, nicht aber nach der etwaigen Niederlage sich als verfolgte Kirche geberden. Als das Centrum in diesem Sommer die Zollpolitik der Regierung zum Siege bringen half, zeigte es, daß es das Wohl des Reiches zu fördern unter Umständen über sich gewinnen kann. Wenn das Centrum aber politische Opposition aus liberalen, demokratischen oder partikularistischen Gesichtspunkten treiben und diese Opposition zugleich als Pressionsmittel im Dienste seiner Kirche verwenden will, so wird es den Kanzler gerüstet finden. Wir glauben, er wird die Zahl seiner Anhänger auf Kosten beider feindlichen Lager noch stark vermehren können, des nationalliberalen, wenn dieses feindlich werden sollte, und des Centrums — auf Kosten des letzteren um so erfolgreicher, wenn der Friede mit Rom gewonnen sein sollte, aber auch im andern Falle, wenn die Friedensbemühungen an unerfüllbaren Ansprüchen Roms gescheitert wären. Wir glauben übrigens an den letzteren Ausgang nicht. Die weltgeschichtliche Situation scheint uns auf den Frieden zwischen Rom und dem deutschen Reiche hinzudrängen. Die Wege zum Frieden pflegen gefunden zu werden, wenn den streitenden Parteien neue Gegner erstehen. Die klugen Lenker in Rom werden merken, daß Rom der unendlich mehr gefährdete Theil ist. Der deutsche Kanzler

aber, wenn er Frieden schließen will, legt niemals Bedingungen auf, die nur ertragen werden können, so lange die höchste Noth es gebietet. Darum glauben wir an einen Friedensschluß, der beiden Theilen annehmbar und vortheilhaft ist. Aber die Schwierigkeiten mögen noch groß sein, wo so viel Verblendung und bössartige Gefinnung dem obersten Willen sich in den Weg stellen, wo so viel historische Symbolik auch dem verständigen Willen ein schwer zu umgehendes Hinderniß bildet. Dennoch halten wir an der Friedenshoffnung fest. Auch das glauben wir, daß die Leitung des Zentrums klug genug ist, dem großen und schweren Werke des Ausgleichs zwischen Deutschland und Rom sich nicht mit unzumuthlichen Schritten in den Weg zu stellen.



## Literatur.

Schillers Vater. Ein Lebensbild von Oskar Brosin. Leipzig,  
B. Schlicke, 1879.

Ein größerer, wichtigerer Beitrag zur Schiller-Literatur ist gegenwärtig ein feltner Vogel. Während in den 50er Jahren die Nähe von Schillers hundertjährigem Geburtstage eine reiche Fülle von Schiller-Literatur hervortrieb, die auch, nachdem das Fest vorüber war, noch eine Zeit lang sich ergoß, schien sie in den 60er Jahren ziemlich zu verstiegen; statt dessen fluthete die Goethe-Literatur in immer breiteren Wogen heran. Heute mag das Verhältniß sich etwa so gestaltet haben, daß auf einen Beitrag zur Kenntniß Schillers deren zwanzig zur Kenntniß Goethes kommen. Jeder, der die Fortschritte unsrer Literaturwissenschaft verfolgt, wird dies bestätigen können. Was zu diesem Umschwunge vor allem beigetragen, die allmähliche Erschöpfung der Quellen auf der einen, die ununterbrochene Erschließung neuer Quellen auf der andern Seite, oder abnehmende Begeisterung für Schiller und ein immer weitere Kreise erfassendes Sicheinleben in Goethe — das soll hier nicht des Breiteren untersucht werden; die Thatsache aber liegt vor aller Augen. Bezeichnend ist es unter anderm, daß ein so reichhaltiges Quellenwerk wie das 1859 erschienene Buch: „Schillers Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und der Familie Wolzogen“ bisher nicht genügend verwerthet ist. Der Versuch, das dort gebotene Material z. B. zu einer einheitlichen, abgerundeten Lebensskizze von Schillers Vater zu verwenden, lag nicht so fern. Dennoch hat man sich bisher mit der veralteten, vielfach unbestimmten und irrigen Darstellung von Saupe begnügt. Zwar bietet die